



PETER
VANDENBERG
MIT TANYA GARDINER

Mit Gott unterwegs

ABENTEUER
PUR



VORWORT VON
REINHARD BONNKE



KAPITEL 6

- Ehe sie rufen, will ich antworten
- Zungenrede etwas anders
- Umzug nach Norden
- Weihnachten in einem Container

Ehe sie rufen, will ich antworten

Mitte der 80er sprach Reinhard immer öfter davon, dass die anderen Teile Afrikas auch das Evangelium brauchen, in Erfüllung der Vision, die Gott ihm gegeben hatte: „Afrika soll gerettet werden, von Kapstadt bis Kairo!“ Entsprechend wussten wir, dass es Zeit war, über das südliche Afrika hinauszugehen, und Reinhard hatte den Eindruck, dass wir uns dabei zunächst auf Westafrika konzentrieren sollten. Damals wussten wir es noch nicht, aber Westafrika beheimatet mit Abstand die dichteste Bevölkerung afrikanischer Menschen. Obwohl es 54 souveräne Staaten auf dem Kontinent gibt, sind ein Viertel aller Bewohner Afrikas Nigerianer.

Es wurde beschlossen, eine Erkundungsreise in die Region zu unternehmen, was weitaus herausfordernder war, als es sich anhört. In Südafrika herrschte immer noch die Apartheid, und wer irgendetwas mit Südafrika zu tun hatte, war in den meisten anderen afrikanischen Ländern nicht willkommen. Das galt nicht nur für südafrikanische Staatsbürger oder dort Ansässige, sondern auch dann, wenn man nur einen einzigen südafrikanischen Stempel im Pass hatte. Uns blieb nichts anderes übrig, als nagelneue Pässe zu beantragen (ich hatte damals einen simbabwischen Pass und Reinhard war ja Deutscher). Mit diesen Dokumenten reisten wir über Simbabwe nach Norden. Dabei achteten wir sorgfältig darauf, dass es keinen einzigen Gegenstand in unserem Gepäck oder einen Hinweis in unseren Papieren gab, der uns mit Südafrika in Verbindung gebracht hätte.

Unser Plan war, erst nach Kamerun zu gehen, von dort nach Ghana, dann weiter nach Nigeria und die Côte d'Ivoire und schließlich über Simbabwe wieder nach Hause. Wir kannten

absolut niemanden in Westafrika, aber wir hatten uns einige wenige Kontakte aufgeschrieben, Missionare vor Ort, von denen wir durch andere christliche Organisationen gehört hatten. Außerdem hatten wir eine kleine Kasse mit gemischten Währungen dabei, die uns im Laufe der Jahre als Spenden von afrikanischen Gläubigen zugesandt worden waren. Mit dieser begrenzten Ausstattung hofften wir schlicht, dass wir an jedem Ort Christen kennenlernen und „die Luft dort schnuppern“ würden, wie Reinhard zu sagen pflegte. Alles Weitere würde sich dann regeln.

Vielleicht fragst du dich, warum wir nicht einfach vorher zum Telefon griffen. Kommunikation in Afrika war damals allgemein etwas Furchtbares. Lokale Telefonnetzwerke mochten zwar in Betrieb sein, aber es war nahezu unmöglich, ein Ferngespräch in irgendein westafrikanisches Land zu bekommen, und Telex war in den Entwicklungsländern noch nicht weit verbreitet. Gestützt von einer Menge Gebet, dem Segen unserer Mitarbeiter und gekleidet in unsere feinsten Anzüge, brachen wir zur ersten Anlaufstelle unserer Reise auf, nach Kamerun.

Flüge waren knapp und Fluglinien unzuverlässig. So hatten wir keine andere Wahl, als eine Verbindung mit Umstieg in Sambia zu nehmen, durch die wir erst nach Mitternacht in Douala, Kamerun, ankamen. Als das Flugzeug zur Landung ansetzte, beugte sich Reinhard zu mir herüber und sagte: „Peter, ich kenne einen deutschen Missionar, der in Kamerun gearbeitet hat. Er sagte, Douala ist ein sehr gefährlicher Ort. Wir dürfen den Flughafen nicht allein verlassen, weil Leute entführt und ermordet werden, nur um an ihr Gepäck zu kommen, ganz zu schweigen von Geld.“

Wir gingen also von Bord und bahnten uns einen Weg zum Zoll, wo jeder Reisende ein Formular ausfüllen und dabei auch den Beruf angeben musste. Ich füllte die Formulare für uns beide

aus und schrieb unter Beruf wie immer „*Minister of Religion*“, also Geistliche. Und dann warteten wir. Einer nach dem anderen wurden die anderen Passagiere durch den Zoll gelassen, bis nur noch wir beide übrig waren. „*Attendez, attendez*“ („Wartet, wartet“), sagte der Beamte höflich aber bestimmt. Niemand sprach Englisch, nur Französisch. Was sollte die Verzögerung? Inzwischen war eine ganze Stunde verstrichen, und ab und an erinnerte mich Reinhard wieder daran, dass wir den Flughafen nicht ohne Begleitung verlassen durften. Gerade als wir anfangen, uns ernsthaft Sorgen zu machen, kam ein weiterer Beamter auf mich zu und wollte offensichtlich etwas fragen.

„*Ministre? Ministre?*“, fragte er und zeigte auf uns beide.

„Ja, genau!“, antwortete ich. „Wir sind Geistliche. Wir sind Pastoren.“

„Oh!“ Er schlug sich aufs Bein und lachte. „*Pasteur! Pasteur!*“

Sie hatten uns für Minister der Religion, für Regierungsminister gehalten, die natürlich bestimmten Formalitäten bei der Einreise unterstanden. In unsere besten Anzüge gekleidet passten wir für die Rolle ja auch. Nun da das Missverständnis aufgeklärt war, wurden wir eilig in den Zollkontrollbereich geschleust. Zum damaligen Zeitpunkt bedeutete die Zollkontrolle in einem afrikanischen Land, dass die Koffer komplett ausgepackt und jedes einzelne Gepäckstück genauestens geprüft wurde. Genau neben den Inspektoren befand sich eine riesige Glaswand und draußen standen viele Menschen, die ihre Nasen buchstäblich an die Scheibe drückten und mit großem Interesse jedes Stück in unseren Koffern beäugten. Ich fühlte mich ausgesprochen unbehaglich, so angeglotzt zu werden, und es verdeutlichte, dass es eine ganz schlechte Idee wäre, den Flughafen allein zu verlassen.

Sobald wir in die Ankunftshalle kamen, die zu dieser späten Stunde fast vollkommen verlassen war, sagte ich Reinhard, dass ich versuchen wolle, einen örtlichen Missionar der Assemblies of God, dessen Nummer wir hatten, zu kontaktieren. Ich durchwühlte unsere kleine Kasse und fand einen einzigen kamerunischen Geldschein, der hoffentlich für einen Anruf reichen würde. Dann machte ich mich auf die Suche nach einem öffentlichen Telefon. Reinhard blieb zurück und passte auf unser Gepäck auf.

Auf einer Seite fand ich eine Reihe Telefone, aber alle nahmen nur Münzen. Ich schaute mich nach jemandem um, der mir helfen konnte. Ein Mann stand in der Nähe und ich fragte ihn, ob er mir Wechselgeld für den Schein geben könne. Ich reichte ihm den Schein, aber der arme Kerl wurde aschfahl vor Angst und drückte ihn mir schnell zurück in die Hand. In einem eindringlichen Flüsterton sagte er: „Schlechtes Geld! Wo hast du dieses Geld her? Versteck es! Weg damit!“

Ich tat, wie mir geheißen und hoffte, dass mich niemand sah, während ich mir den Schein in meine Socke stopfte. Er erklärte in einer Mischung aus gebrochenem Französisch und Englisch, dass das eine alte Währung war, die das Abbild eines ehemaligen Präsidenten trug. Er wiederholte: „Schlechter Mann! Schlechter Mann!“ Nicht nur war die Währung inzwischen ungültig, sondern durch sie konnte man auch im Gefängnis landen.

Was sollten wir jetzt tun? Wir mussten unbedingt Kontakt mit dem Missionar aufnehmen. Draußen lungerten immer noch Mengen von Menschen herum. Auf mich wirkten sie immer mehr wie Haie, die nur darauf warteten, dass wir die Sicherheit des Terminals verließen.

Ich stand immer noch vor den Münztelefonen. Und dann fiel mir auf, dass am Ende der Reihe eine Telefonzelle stand, die viel moderner aussah als die anderen. Als ich sie mir näher

anschaute, sah ich, dass es sich um ein Kartentelefon handelte. Das war schon mal gut, aber wo sollte ich eine Telefonkarte herbekommen? Alles in dem Terminal war geschlossen. Die einzige Person in Sichtweite war ein in einen Staubmantel gekleideter alter Mann, der in einiger Entfernung den Boden saubermachte. Da mir keine andere Möglichkeit blieb, ging ich zu ihm hinüber und bat um Hilfe. Zu meiner Erleichterung sprach er Englisch und sagte sofort: „Wollen Sie telefonieren?“

„Ja, genau!“, sagte ich. „Aber ich habe keine Münzen.“

„Ich kann Ihnen helfen“, sagte er. „Ich habe eine Telefonkarte.“ Er zog etwas heraus, was wie eine Kreditkarte aussah.

„Zahlen Sie mir das zurück?“, fragte er, und ich nickte eifrig und sagte: „Ja, klar!“

Er steckte die Karte ins Telefon und ich zog den Zettel heraus, auf dem die Nummer des Missionars stand. Zu meiner großen Erleichterung kam ich sofort durch, obwohl es inzwischen nach zwei Uhr morgens war.

„Hallo“, sagte ich zum Missionar. „Du kennst uns nicht persönlich, aber ich bin hier mit dem Evangelisten Reinhard Bonnke, und wir sind auf der Durchreise. Uns wurde deine Telefonnummer gegeben. Wir sind am Flughafen von Douala gerade gelandet und wollten fragen, ob wir bei dir übernachten dürfen?“

„Ihr seid jetzt gerade in Douala?“, fragte er. „Ich bin ganz auf der anderen Seite der Stadt. Es wird ungefähr eine Stunde dauern, um zu euch zu kommen. Aber hört zu! Verlasst NICHT den Flughafen! Egal, was passiert, geht nicht raus! Wenn sie euch rauswerfen wollen, geht nicht! Bleibt, wo ihr seid! Es ist zu gefährlich.“

Bevor ich auflegte, fragte ich noch, wie viele US-Dollar für den Anruf fair wären. Ich hängte den Hörer auf den Haken und wandte mich um, doch der hilfreiche Reinigungsmann war verschwunden. Ich ging davon aus, dass er irgendwo anders den Boden fegte, also spazierte ich quer durchs verlassene Terminal und rief in Abständen: „Hallo!“ Aber ich konnte ihn nirgends finden. Trotz des schlechten Gewissens, weil ich ihm nicht das versprochene Geld geben konnte, blieb mir keine Wahl, als mich wieder zu Reinhard zu begeben und auf den Missionar zu warten.

Reinhard freute sich, mich zu sehen. Ich sagte ihm, dass ich tatsächlich Kontakt mit dem Missionar aufnehmen konnte und dass auch er gesagt hatte: „Geht nicht raus!“

„Ich wusste es!“, sagte Reinhard, und selbst als einer der Beamten uns hinausbefördern wollte, wichen wir nicht von der Stelle. Endlich kam der erwartete Missionar. Als wir unsere Koffer in sein winziges Auto quetschten, sagte er: „Es ist gut, dass ihr im Flughafen geblieben seid. Hier sind schon Leute ermordet worden und ihre Leichname sind spurlos verschwunden. Es ist sehr gefährlich.“

Während wir fuhren, erzählte ich ihm die Geschichte von dem „schlechten“ Geld, und er lachte.

„Das ist verrückt“, sagte er. „Und wo habt ihr dann das Geld herbekommen, um mich anzurufen?“

„Da war ein Mann, der mich seine Karte benutzen ließ. Deshalb fragte ich dich nach den Telefonkosten. Ich wollte ihm den Betrag zurückzahlen“, erklärte ich.

„Oh, richtig!“ Er nickte. Dann schaute er verdutzt drein. „Moment mal. Eine Karte? Du hast eine Karte benutzt?“

„Ja! Bei dem kleinen modernen Telefon am Ende der Reihe, das Telefon, das Karten nimmt.“

Er blieb einen Moment lang still, und dann sagte er mit einem Stirnrunzeln: „Diese Telefone funktionieren nicht.“

„Doch, doch, hat perfekt funktioniert!“, sagte ich. „Ich habe die Telefonkarte benutzt und bin sofort zu dir durchgekommen. Super Service!“

„Nein“, sagte der Missionar nachdrücklich mit einem Kopfschütteln. „Diese Telefone funktionieren nicht. Die sind ein großer Witz. Sie wurden von einem französischen Unternehmen installiert, ohne zu überprüfen, ob sie überhaupt mit unserem lokalen Netzwerk verbunden werden können. Sie funktionieren nicht. Haben noch nie funktioniert. Und hier gibt es gar keine Telefonkarten.“

Ich wollte einen Einwand erheben, aber da Reinhard mich komisch ansah und ich unseren Gastgeber nicht verstimmen wollte, schluckte ich meine Worte herunter.

In der Nacht teilten Reinhard und ich zum ersten und einzigen Mal ein Bett. „Reinhard“, sagte ich, „du schläfst unter dem Laken und ich schlafe darüber. Ich kann haarige Beine nämlich nicht ausstehen!“ Wir lachten. Trotz ein wenig Unbequemlichkeit waren wir zutiefst dankbar, einen einladenden und sicheren Ort gefunden zu haben, an dem wir die Nacht verbringen konnten.

Zwei Tage später war es Zeit, Kamerun wieder zu verlassen. Ich hatte nichts weiter über das Telefon gesagt, aber als wir wieder am Flughafen ankamen, sagte ich Reinhard, dass ich meiner eigenen Vernunft zuliebe etwas nachschauen müsste. Dieses Mal war es früher Abend und die Halle war voller Menschen. Ich ging auf einen amtlich aussehenden Mann zu.

„Entschuldigen Sie“, sagte ich, „ich muss mal kurz zur Ankunftshalle und etwas überprüfen, was ich bei meiner Ankunft gesehen habe.“ Obwohl sie weit weg war, führte er mich hin, und siehe da, die lange Reihe Münztelefone war immer noch da. Am Ende der Reihe, getrennt von den anderen, stand die geschwungene, moderne kleine Telefonzelle. Ich ging schnurstracks darauf zu und hob den Hörer ab. Er war tot.

Der Beamte, der mich in die Ankunftshalle geführt hatte, wedelte mit den Händen und schüttelte den Kopf. „Nicht funktionieren! Nicht funktionieren!“, sagte er und versuchte mit seinem beschränkten Englisch zu erklären, dass diese blöden Telefone aus Frankreich noch nie funktioniert hatten.

Während er gestikulierte und mich davon zu überzeugen versuchte, stattdessen ein Münztelefon zu benutzen, beugte ich mich hinter die Rückseite der Telefonzelle. Dort waren die Telefonkabel zu sehen. Sie waren in einem großen Knoten zusammengebunden, der da einfach hing, ohne mit irgendetwas verbunden zu sein. Ich dachte, ich spinne!

Wieder in der Abflughalle, wo Reinhard auf mich wartete: „Und, hast du das Telefon gefunden?“, fragte er.

„Reinhard, ich habe das Telefon gefunden. Es ist nie angeschlossen worden. Da hängen Kabel aus der Rückseite, und der Mann, der mich da hingeführt hatte, sagte, dass das alles ein großer Witz ist und dass es nie Karten für diese Telefone in diesem Land gegeben hat. Aber glaub mir, der alte Mann hat seine Karte in das Telefon gesteckt und ich habe damit den Missionar angerufen. Das ist doch wirklich verrückt!“

Reinhard schaute mich einen Moment lang an. Dann lächelte er und sagte: „Peter, der Mann in dem Staubmantel war ein Engel.“

Ich blieb wie angewurzelt stehen und nickte langsam. Bis zu diesem Augenblick hätte ich nicht mit echter Überzeugung sagen können, dass ich wirklich an Engel glaubte, oder zumindest nicht an derartige Engelperscheinungen. Aber unser Leben war in Gefahr und uns wurde in einer aussichtslosen Situation auf wundersame Weise geholfen. Dafür habe ich keine andere Erklärung, als dass Gott in jener Nacht in Douala einen Engel geschickt hat – einen Engel in einem Staubmantel.

Zungenrede etwas anders

Die Erkundungsreise, die Reinhard und ich durch Westafrika unternahmen, endete in der Elfenbeinküste, einem französischsprachigen Land. Wir hatten erfolgreiche Treffen mit einigen der nationalen Gemeindeleiter und knüpften Verbindungen für spätere Veranstaltungen, so wie wir es auch in den anderen drei Ländern geschafft hatten. Da wir uns mit jeder Unterkunft begnügt hatten, die uns angeboten wurde – und diese waren teilweise sehr rustikal –, verkündete Reinhard, dass wir für die letzten beiden Tage unserer Reise im besten Hotel einchecken würden.

Die Hauptstadt der Elfenbeinküste, Abidjan, war schon damals für seine ausgezeichneten Hotels berühmt, die häufig von Touristen aus Frankreich besucht wurden – und wir wählten das Beste. Es war einfach „superb“ und bildete einen starken Kontrast zu den Unterkünften, in denen wir bis dahin mit unserem knappen Missionsbudget untergekommen waren.

Für die erste Mahlzeit beschlossen wir, uns eine besondere Freude zu machen, also gingen wir zu einem bekannten französischen Restaurant ganz oben in dem Gebäude. Es war französische Küche vom Feinsten. Die Teller waren riesig und die Portionen